

Zweifach sei gegrüßt, vergossenes Helmenblut! Wo deine heiligen Tropfen in die Erde rannen, da erblicke aus ihrem Scherz Bestimmung und Menschlichkeit und sie sei gesegnet, und wenn es im Lande der Feinde wohnt!

Dreimal selig und viermal, ihr Kinder und Gattel eines Helmengeblutes! Bleibt ihr nur dem Geiste der Mütter getreu, so wird Segen ruhen auf eurer Ausfaat und eurer Ernte, auf dem Kind schon im Schoße der Mutter, auf dem Herz eurer Hausen, und Helmengeblutes werden auch wie gute Engel schirmend anstehen — für und für!



## Selmat und Humor bei Jean Paul.

Altfränkische Stellen.

Von Wilhelm Grimm.

IV.



eltzame Grliebunffe in Alto-Kürnberg. Nürnberg ist immer der interessanteste und originalste Mittelpunkt kräftlichen Wesens gewesen. Heute ist das altfränkische, reizvolle Bild der hochgerühmten, maasunglückten Stadt voll Kraft und Stolz und trauerlicher Winkelpoesie zugleich jedem gebildeten Deutschen als das schönste Rahmental traustollen Bürgerwesens aus großer Vergangenheit tief ins Herz gegrüßt. Die Romantiker haben es heimlich aus dem Dornröschenschlaf erweckt: die getreuen Wandergemessen sind und Wadereiter haben mit schmerzlichen Worten und glühvoll begeisterten Worten wider die Oberacht und das heynliche Verhängnis für die unerschöpflichen Schätze der Urväter und Schalter Kirche, die schlichten Heilshätten Hans Sachsens und Nibens und für all die tausend Reize vom hochragenden Uaginselnd der Burg die zu den weinigen, hochgegliederten Göttern und plüschernen Brannen erweckt. Von G. Th. S. Hoffmanns wunderreichen Schilderungen aus der Selmat des Wlffers Martin des Küfers und seiner Gefellen bis zu dem beströmenden Gauber von Richard Wagners Messingfingerhorns gehen keine Säben; immer reicher und voller blühen die lebensvollen Stimmungen selbstlicher Ironieheit, Feinheit und Gemüthlich eroper und ergrößen unantriebar den Fremden, der mit gereinigtem Sinn an all den Stätten großer und eigenartiger Stimmungen verüberstreift.

Soll immer ist es das Bild des mächtigsten Nürnberg zur Zeit der Renaissance und Reformation, da der reichste Raub großer Bürger ihm gegeben

war, da ein Dürrer, Hans Sachs, Peter Döcher, Adam Kraft und Barthelmer lebten und den Geist der Wittenberger Nachfolge ebenso begeistert begrüßten, wie den gewaltigen Höhenflug der neuen Kunstbewegungen in Italien. Da ist es nun eine seltene und höchst originelle Begabung, daß Joon Paul nicht in jene großen Zeiten sich versetzt, als der geniale Nachfolger dieser gewaltigen Meister weiß hinaus über die Sigmart positiv-französischen Wesens ihre gewaltigen Aufgaben im höchsten allgemein menschlichen Sinne löste. Hier wäre kein Raum für das besondern Gebiet Joon Paul'schen Humors und hingearbeiteter niederländischer Kleinmalerei gegeben. Ihn interessierte das Nürnberg des achtzehnten Jahrhunderts, seiner eigenen Zeit, da die Weiserlingerei recht ansehnlich geworden war und wie ein idyllischer Nachklang aus großer Zeit nur noch ein allmählich-annoderbares Wesen hinfuhr, da die hinderen Spitzbürger und geizhastigen Patrioten ihre mit Stolz auf ihre berühmte freie Reichsstadt hielten, und da doch noch viel Originalität auch in den Heimen und beschäufsten Verhältnissen zu finden war. Auch die Erinnerung an jene wunderliche Zeit nach dem dreißigjährigen Kriege geht er heran, als die Gelehrten und Gebildeten sich aus dem Gefolge der furchtbaren Kriegswüste in eine schönere Welt geriet, gelittiger Frauen blühenreicher suchten und in den tollig fetten Mastbraten der Pögnitzbühlergesellschaft oder des getriebnen Blamorbous die gemaine Wohlthätigkeit des Dairins mit einem seltsam unanständigen Kosenstein von Poésie verflären wollten. — jene Zeit, wo man glaubte, daß jeder gebilte Mensch ein Poet werden könne, und wo der wackere Ratsherr Harsdörffer den berühmten „Nürnberg'schen Trichter“ erfunden hat, durch den man die eble ertem poeticum in wenig Stunden gründlich und unschädlich erlernen konnte. So ist es ein Ideal von der wunderlichen Kunst eines Spitzbürgerlichen Bildes geworden, das im goldenen Saal der „Pallastmusik“ vor dem Teller mit leuchtendem Schaggen aufgerollt wird.

Was den Kindergeiten her ist dem Dichter schon die Begeisterung und Liebe für die halbsüßige Heimat des Nürnberger Landes in Fleisch und Blut übergegangen, denn die phantastischen Niederwandslein und Pappas erfinden ihn mit ihren großen Narben immer süßlicher als alle Statuen des alten Roms in ihrer kalten Normarckheit. Wie freut er sich drehend, als er mit einem tolligen Begleiter, dem gamselig-schwinden Herrrichter (Kammacher) Stah, aus Hof ausmarschirt und über Bayreuth und Erlangen dahergieht nach der alten Reichsstadt. Nach einer seligen Nachtwanderung schimmert am hellen Morgen ihnen der hohe Tugelmund entgegen und über den Jahrbühl (Stadtpart) nehmen sie ihren Eingang in die Stadt. In der „Witzgrube“ (äußere Dellbacher Straße) vorbei gelangen sie zu den hübschen, blühenden Gärten des Stadtgrabens, philosophieren zwischen dem reichstädtischen und brandenburgischen Schlagbaum über die Unmöglichkeit einer absolut gewissen Gengbestimmung und peffieren mit einem kaspergeschwunden Stadtplan demselben zum Uäsfertter hina. Da gibt es aber jegliche Händel mit der Terrasche, denn der Pöch wird ihnen abverlangt, und es zeigt sich, daß der Dichter in Hof aus Versehen den Pöch eines französischen Wesens eingeschickt hat, dessen verschollene Tochter er in Nürnberg suchen soll. Rasch entschlossen

gibt er sich selbst für den Grafen aus, und stößt nach ihm mit unerlösender Ehrfurcht behandelnd. Nichtswürdig lößt ihn die Wache passieren, und in seiner neu erworbenen geistlichen Würde stellt er sich nun vor, alles sei zu seinem Empfang in Nürnberg besonders großartig vorbereitet worden: die Straßen hätten auf allen Ecken, die Frühpöckler haben auf ihren Kockeln, um zu erwarten, in welche Kirche er eintritt; die Schmiedeweiber auf dem Markte rufen ihn begeistert an, und Peterfille und Schmideiß ihm wie Blumen auf den Weg gestreut, die beneideten Bürgerkompagnien sind in ihre Häuser verteilt, weil man nicht weiß, wo er vorüberkommt, die Springbrunnen plätschern, alle Blumenblinderkranzen begrüßen ihn, und die hohen Bogen der Straßenlaternen sind sicher als Scheinportien gedacht. Stadtpredigten zu Pferde bringen auf und ab, ja sogar einige „Weisheiten“ (Kantensmitglieder) und drei Poetiquier in eiserner Tracht kommen daher, während er erlösend ausweicht, um Herrn Doctoren zu entgehen. In dem alten Hause des großen Hans Sachs, dem höchsten Hofhof zur „Rauschallee“, hält er Einkehr, denn hier stellt er als fränkischer Graf mindestens soviel vor als ein Markgraf im „Königshausen“, der „Selbsten Haus“ oder dem „Reichsadel“. Nach einer behaglichen Raucherpause geht er in den Hundsbörcher'schen Park, einen schönen angelegten Garten bei Kraftshof, der einst für den größten Blumenorden gesät und gepflanzt war. Dort träumt er sich in den belaubten Lohrrieseln der Wege und den verstedten, lauschigen Häusern in die alten Zeiten zurück, da die würdigen Herren Hundsbörcher, Klajas und andere hier wandelten, und schreibt seinem liebsten Freunde Ulbighaber einen originellen und begeisterten Brief. Über der Gedanke an seine schwere Aufgabe weilt ihm wieder heraus: er soll die verschollene Tochter des edlen französischen Emigrantengrafen finden, dessen Fuß er bei sich führt. Nun heißt es, in 219 Gassen ohne die Gäßchen und „Knechtlein“ die Rechte herauszufinden. Er weiß von ihr nur, daß sie zu ihrem Lebensunterhalt kunstvolle Goldarbeiten nicht und bei einem Tischler wohnt. Überiß dieser Widernam auf dem Hübnerplätzlein, dem Brühllein, in der Zistergasse, im Wärglein oder im Pfirsichplätzlein zu finden? — Wer kann das wissen! Da gründet er auf die Befehlskammer seinen Plan: er will sich an jeden Träger einer seinen gesuchten Waise in den öffentlichen Kaffeehäusern oder sonstigen Lokalen heraus machen und unauffällig nach der Urhebersin des Weibchenforschens sich erkundigen. In allerlei Kaffeehäusern, Weinbuden, im Schlegelhofen, auf der Hallerstraße und im Judenhübel treibt er sich vergeblich herum, zur Befichtigung der berühmten hiesigen Michaelbuden und der Kaufschätze Nürnbergers findet er gar keine Zeit, schon fällt er durch seine seltsamen Fragen an die Träger einer kunstvollen Waise auf. — Da fährt ihn der Zufall auf eine gute Spur. Er sieht zufällig auf dem „Bärsmarkt“ und sieht dem vernünftigen, näheren Angehörigen einer sogenannten „Dreizecklein“ zu, als hinter ihm irgend jemand ausruft: „La comtesse Georgette“. Er schaut sich um und sieht einen jungen, höchst geschmackvoll gekleideten Partiquier, „vom Gallaberhate bis auf den Gollaschuh schwarz verklebt“ — das Monokelmal eines Kasuars in den Scheitelwimpern, — das aufgeschlupfte Sinn in den Bretternesprung und Ball einer Kravatte eingestochen, mit Händen, wie

„Pöbel schwarz angefarbten Seilens.“ Der junge Herr spricht sehr unerschrocken von seinem unbedingten Glüd bei den Frauen und erzählt seinem Nebenmann, daß er morgen auf die Gasse Thiergasse Stern laufen, vorher aber aufs Kündlein, auf des Tugendreich gehen werde. Sogleich macht sich der Dichter andern Tage, es ist gerade ein schöner Sonntag, auch auf, um des Herrlein am Tugendreich aufzusuchen. Er findet ihn auch in dem lebendigen Erleben des Wirtshausens am Teich, wo die vornehme Welt Nürnbergs in streifer Würde verkehrt, und wo der reichste Hof halt in bloßter Kötterrie um die jungen Pöbelmüchler herumtanz, halt in (politikaliger Großtadel zwei „Weisheiten“ (Kanzlerinnen) über die Mängel Nürnbergs im Vergleich mit Paris eine Bockfang hält. Der Dichter greift aus Zorn über solche Großtadelerei in die Unterhaltung ein, gibt sich selbst als Pariser aus und wirft die geliebtem Charakterzüge des deutschen Lebens. Während einer kurzen Entfernung des Dichters hat sich der junge Pöbel auf des Tugendreich zu einer frohen Genselhaft begeben und läßt nun auch den gelichtemenden Dichter zum Mitsehen ein. Im Dasein findet sich reichlich Gelegenheit, auf die gelichte Weise des jungen Mannes zu kommen — und wirklich, sie flüstert von der Gasse Thiergasse; ja auch ihren Wirtshaus nennt der abhanglose junge Mann: es ist kein Weisheit, sondern ein Dreiholer namens Metzger. Wie er wehrt, wird freilich noch immer nicht klar. Dennoch steht der Dichter sehr ganz befligt um und will mit dem bunten Schwarm der Sonntagsgenselhaft heimwärts wandeln; denn „halt Nürnberg war zum Teufel hinausgefahren, und die andere Hälfte zum Verflum, um jener nachzugehen, — hier sag ein Untermogen mit einer gepagten lachenden Böhlerheit, dort ein beglückten Glaswagen, der nicht zum Himmel geht, sondern davon kam. . . . über die Hallerstraße, den Judenbühl, die Johannisfelder müssen wirher Menschen gefallert sein als Abendsturmterlinge; — und jede Frau, die ein Kind im Hause und ein Gemüthchen im Stadigraben hatte, ging mit jenem um dießes und beschah den Regen Gottes.“ In frohen Träumen wandelnd überhört er aber den „Gensel“, dass die Hosenrufe auf dem Toren bei der Sperre; und erst, als um neun Uhr die Hebrabendglocke klang, trieb er gegen ein erhöhtes Einladungsgeiß durchs Hallerstücklein wieder in die Stadt. Aber wer soll bei ebliger Dunkelheit und in dem Gensel der hundert Gäßlein die Hausfalle wieder finden? Die Straßenbeleuchtung ist höchst mangelhaft, denn außer den Talglühern im Innern der Häuser brennt keine Laterne; nur durch Spiegel sehen an den Häusern wird das kümmerliche Licht von innen nach außen reflektiert. Er lert durch die Nügelstraße auf den Giesenberg, in die Bünter Hill, die verlorene Hill, das Handgäßlein, den Wirtshaus und schließlich gar in die Giesbergstraße. Schließlich ist er in einem Gäßlein oder Kuchlein gefangen. Aber hier kuckten ihm die ganze Menge Lichtfälle einer hängelichen Haushaltung entgegen, Kinder spielen beis mit Puppen, — und siehe: — da sitzt mitten drin der junge geliebte Pöbel. Sogleich mittelt der Dichter etwas von der Nähe der Gasse Thiergasse. Er tritt eilig ins Haus und hat sich nicht getraut: hier wohnt der Dreiholer Metzger. Eine rechte, alte Nürnberger Spielbühnennehmung tut sich

mit allem Wohlthun Gauber auf: Der wachere Beschalter ist ebenso bewandert in Nürnbergers Spielzeugarbeiten wie in allen Weißgeräthen. Eben tadelt er eine reiche Tante und sagt dazu ein altes Wortlein auf die Biederheit:

„O Nürnberg, du alte Stadt,  
 Deiner Eltern Ruh' hast am Grund,  
 Dem hat die Tante dein gegeben,  
 Die Biederheit ist in ihr enthalten.“

Der Dichter will den Eingebornen Meister vertraut machen, um von ihm den rechten Weg nach der „Hausfalle“ zu erfahren, und führt ihm deshalb zu Gemüte, daß sein Thüringerquartier ja das alte Haus Hans Gockens sei, dem er für den größten Nürnberger Meisterfinger aller Zeiten halte. Da kommt er aber bei dem wacheren Meister (nicht an; denn der hält sein Urur-Gemlein, den Herrn Ambrosius Kleggen, für viel bebrunnener, da dieser doch ein Flagfing, während Hans Gocke nur ein armer Schuster war. Und was hat dieser weltliche Erbeut am Spensasio Magdiano nicht alles für die Thüringerfingerel geschaffen: er hat die Weber-Krüger-Weis erbracht, die Capitain-Gauckhogenweis, die Heißbrünneweis, die Kranzmagisterweis wie verständigswendig Reimen, die verfallte Buchweis und Fett-Dachweis mit noch viel mehr Reimen. Er selbst verfiel die heilsamen Fausttrüchlein des Urur-Gemleins ohne Bed' und Rückwärts abzugeben, aber es geht leider murrig darnieder mit der Thüringerfingerel, und in der ganzen Stadt ist auch für Geld kein tüchtiger Meister mehr zu haben. Unterdeß hat der Dichter die Kluge durch die Wochensätze (zwischen lassen, die sich gleichend, gegeben und gemacht geradezu als das Kunstwort einer immer geschäftigen „regierenden Hausfrau“ erweist. Dabei omnet alles eine wahrhaft wohlthätige Trans-  
 litzheit. „Der Wochensatz oder das Gemlein (schon) im Wochensatzel unter dem Spizlein der Kinder, — der Wochel behält eine heilige Wärme per gelantes Haus (haus), indem er das überflüssige Kochkühnholz abspült, — auf dem Schieferische multipliziert der alte Sohn die Stammeher Nürnbergers mit sich selber mit Kreide und erlähigt sich am breiten Multiplizierergemlein voll Kallen, — hinten am Ofen steht der janzelnde Kochkühn der kuppelnen Franzfuchens h. l. Franzfuchens, und der Wochel erhält eine gelante Wärme auf morgen. Der junge Patriarch kriecht um die tüchtige, reißliche Wochel wie ein Ohrwurm um die Kette und macht immer, daß sie sich lobt. „Ich hant' alles selber“, sagt sie, „und laß' keine Nagel über dem Wochel.“ Man sieht, er wollte mit ihr als mit einer Zuderfänger die Wochel Wochelheit lassen.“ Das größte Gaudium aber ersticht jetzt durch die Kinder. Sie haben ein kannes Wort voll heiligerer Reize und vernünftiger Texte vor sich. All diese Zigaretten sind beweglich, und zwar können sie insolge eines herrlichen Mechanismus dadurch in lebhafteste Bewegung gebracht werden, daß man lebende Vögel durch eine verschließbare Öffnung herabläßt: diese hauchen dann durch ihr Nissem, Hüpfen und Springen den Zigaretten ein scheinbares Leben ein. Die Kinder quälen nun unangeseht den Vater, daß er die Vögel herabläßt. Er läßt sich erreichen, und in einem heiligen Reize trumt ein Hauskühn, in einem Versproch ein Wochel, in einem

Minister mit Oden eine Kohlenofen, in einige Kammerherren Spazier, und die Königin wird mit zwei Hofdamen zugleich von einem einzigen Staatsrath begleitet. Kaum sind die Vögel eingekerkert, so beginnt die ganze vornehme höfliche Gesellschaft mit den Köpfen zu schütteln und zu nicken, zu fröhnen, zu ploppern, Wimpern und Haare zu regeln, Fingern und Schmuck gegeneinander auszufrotzen. Die Kinder halten alles für weltliches Toben und wissen des Jubels kein Ende. — Pöppelich fährt des Dichters treulicher Begleiter Stach herein und verkündet atemlos, was der Dichter schon weiß, daß die Gräfin Emergentz sich hier im Saale verheirathet hat. Mit überallem Entschlusse geht sich Jean Paul als der Vater der Gräfin aus, zeigt dem erkrankten Konig seine Poth vor und beauftragt die nippelnde Witt, den Poth zur jungen Gräfin zu bringen und sie auf das Ersthörnen ihres Vaters vorzubereiten; alles geht in Aufregung, selbst das Herrlein im Orchesterstuhl macht auf und weiß sich in nichts zu finden. Im dunkeln Sämmerslein fährt die junge Gräfin, von ihrem verklärten Amant bald wiederholt erlöst, mit einem Trabantenführer dem vermeintlichen Vater aus dem Saal. Ehe aber bei besserer Beleuchtung die Entdeckung der Täuschung eintritt, hätte Stach beinahe die Sache schon wiedersehen, denn er hatte sich unten in der Drehscheibe an einem Bepflanzte vergriffen, die wie eine gewöhnliche abgelaufene Wanduhr aussah, aber beim Aufgucken plötzlich einem Truchschwanze über Stachens Gesicht herausstrecken ließ. Der Scherz ruft er den Dichter beim wahren Namen. Koch kann er sich nicht mehr herausreden, stöhnt aber unter jämlichen väterlichen Umrarmungen der Gräfin zu, sie solle nur so lange die Rolle seiner Tochter spielen, bis er den jungen, goldenhaften Aristokraten weggeschickt hätte. Als der aufmerksame geworbene Patrikler dann begreift, seine Zweifel an der Tochterhaft der Gräfin zu äußern, setzt sich der Dichter zunächst in Ohnmacht und spricht vornehmlich dem belährigten Vater, dem unglücklichen Emigranten und dem stolzen Reichstraten. Das schüchtern des Patrikler benachthigt ein, daß er nur noch die Uebereinstimmung seiner Worte bezweifeln und dann gehen will. Das stimmt den vermeintlichen Vater sofort wieder zur Milde, er schlägt eine allgemeine Verabredung vor und verläßt selbst mit dem Patrikler friedlich das Haus und die verblüffte Gräfin.

Sein nächster Besuch in Nürnberg gilt der berühmten Insel Schütt, von zwei Armen des Pegnitzstromes umflossen, der auf keinem andern Wege durch die Stadt damals so großartige Wälder umwühlte und ihm so als ein wahres Abbild der Kraft solch entgegengeklagt. Er erinnert sich dort voll heiliger Liebe der fernem Geliebten, die er er im längst verstrichenen Amant längst verlassen hat, und gibt sich der wunderbaren Naturerstaunen hin, die ihn hier im Abendhauche umspielt; die Wellen und die Bische, die Vögel und die Abendliche umgieren die Insel immer schöner. „Die allgewaltige Natur schloß mich in ein immer engeres und einsameres Trümmer von Strömen, Blüten, Tönen und Bildern ein und trennte mich durch Schatten meine Träume wie Frühlingabblumen von dem heuchelnden Strahle der Gegenwart. Jedes Blatt und jedes Wellchen schlug mit dem andern in der stillen Nacht lauter zusammen. Mir war, als hütet ich den Ernt

der Sterne, die in die Erde herabstiegen. Aber in einer solchen magisch veränderten Stunde, wo die Trübsal der Träume uns glühend nachfliegen und spielend entzinnen — in dieser berechnen, heiligen Zeit, wo der Geist geflügelt durch die Täler, über die Wägen, von einer großen Wolke gar andern und von den schwebenden Sonnen zu den tiefsten geht und zwischen den Himmeln umher: da geht er nie allein, sondern ewig führt er eine Seele an der Seite, die er innig liebt, und der er alles zeigt, und mit der er auf dem Höhen steht, und die er in den Frühlingstälern umarmt unter dem Abendrot.“ Mächtig wallt da die Sehnsucht nach der Geliebten in ihm auf. Er eilt aus dem betäubenden überdlichen Frühlingstaft dieser Weltinsel in seine niedere Stube, um sich Papier und eine Feder zu holen und bräunen im handgefeuertem Ofen ein Brief zu schreiben. „Da ich im Garten ankam, sah ich nichts vor mir als die Ruhe und den Himmel, und im Mondlicht lagen nur harte Schatten, gleichsam die Fußstapfen der unbefruchteten Nacht. — Das große Reich des Frühlings lag ohne Kränze auf der Erde, — nur in den Vorgängen spielte es, als wenn murrende Träume in ihnen gingen, und die hohen Klänge wirkten garwoll wie kränzte vom Schloßrand des Taus. — In dem mit Laube leicht besetzten Gesellschaftshaus war nur hinter der hohen Schwelle nur ein oder ein paar gewisse Schatten, wie Kette von uns Schattenschein, und ein graulibener Nachtschmetterling froh darin auf seinem Hügel. — Die Nacht lag wie die Schwärzeblänge pfannengleich im tiefsten Halm zwischen den Säulen. — Tiefe haare, bloße Kette des Hauses und des Schimmers, wenn nur die laute Seele, die Nachtigall, Träume antrieb, die enge, hatternde Hütte, wenn ich nur traue, der Lichtstern und Blüthenkranz, das Geruch, das ich allein machte, das Lächeln, wenn ein weißer, von Kindern zurückgelassene Seite von offenen, schlaffen Dornblumen lag, und mein abgerundetes Urtheil, die hebräen, schweben und ungeschwunden Hände gegen mir gleichsam die ganze Erde und Wirklichkeit unter den Himmeln weg, und ich hing spielend genügt über den unblühenden Sonnen unter mir, die mich alle lieblos an schienen, und ein harter, eisiger Kette hielt mich und das Sonnenlangweil und die kleinen Perlen von Monden (Schimmer), und mir hasten nicht unter.“ Soll dieser Schmerz gehend er in dieser Stimmung einer Kränze, die er der Geliebten geschenkt, verspricht sagt ihr der Schwärze an, daß sie herben könne, ehe er sich mit ihr ausgesprochen und verlobt hat, — aber die Schatten der Nacht umwehen und mit ihnen die trübende Angst um die Geliebte. „Auf einmal, als ich mich aus einem Schönen wieder in das Mondlicht umwandte, . . . . so rasch es plötzlich durch den ganzen Garten, — ich hätte erschrecken auf. — Da schaute mich der ganze Himmel mit allen seinen kühnen ewigen, stillen Hagen freundlich an, — und der halbe Mond stand mir ein Glanzblatt gerade in seiner Höhe: — ein Schlag Papagei kam aus dem Blau in unsern Frühling mit freudigen Lauten nieder, die Ersterklinge schlag in den Tünnen aus, und die ersten Minuten des Morgens und der Hoffnung kamen an.“ — Mit einer wunderbaren, stillen Gabe über diese Stimmung alle

Nacht im blühenden Garten des geliebten Mäusenordens, in dessen süßen Lustgängen die Geister verhängener Tage schweben im Mondglanz verübungsüben. —

Am andern Tage wird schon die schöne, empfindungsvolle Stimmung des Dichters plötzlich grausam gelüht, denn ein Nürnberger Stadtbauer klopft auf einmal an seiner niedrigen Stube in der „Krausfalle“ an und erklärt, daß er den Befehl habe, ihn nach dem „Gross“ (Bauernstrogang) zum Reichshofballhofen auf der Burg zu führen. Er wechselt die Farbe, und alle gemessenen Geister der Nacht treten vor ihm auf, denn er ahnt sofort, daß es sich um den solchen Pöhl und um die Straßensünde handelt. Was sollte ihn retten vor einem soch gewaltigen und gestrengen Mann, dem ältesten der beizigen alten Bürgermeister, ersten Lehensgott, kaiserlichen weltlichen Rat, Bürgermeistern des Reichs und Bewehrer der Reichsliste. Vergeblich starrt er auf Haaren und beschließt zuletzt, einfach bei der Wahrheit zu stehen und zum Beweis seiner weltlichen Persönlichkeit sein Kupferstichporträt aus der Tischhandlung mitzunehmen. Mit Entsetzen denkt er daran, daß nach der Behauptung mehrerer Gelehrter die Nürnberger einstmals ihre Geister ebenso wie die Geiserringel aus Venedig eingeführt haben; alle Schwärden der heitralichen, peinlichen Gerichtsbarkeit tauchen vor ihm auf, und er weiß, daß die Wahrheit vor Gericht ebenso tief und energielndlich ist wie der tiefe Brunnen von schmerzträglich Klöstern auf der Nürnberger Burg. Er bringt einen kühnlichen Tag zu. Durch all die fremden Geister geht hinaus nach der Reichsliste, und bei Nacht und Nebel tritt er wie dem Katedriener in den Saughof, an dessen Platte ein gemalter Schwanstücker Wache hält. Er findet noch ein kurzes Strohgerüst zur heiligen Hans eroper, denn gegenbringender Urn im gelben Stal unter den Reichsheiligthümern in Nürnberg aufbewahrt wird, tritt dann mit bangen Gefühlen in das weite Saingewölbe und sagt sich vor der Leirpe sorgfältig die Stiel ab, denn da liegt in guter Beschaulichkeit eine Schabbürste, und am Pfeiler daneben hängt die weltliche Gebrauchsanweisung:

„Wer wem will die Strafe berein,  
Dem sollen die Stiel sein lieber sein,  
Über wahren Straffen ab,  
Daß man sie früher zu Hause hat.  
Ein Geiserringel wie das verbin,  
Da er sich haben soll berein.“

Der Reichshofballhofen empfangt ihn würdig im vornehmen reichen Plätzgewande und erdet ihn mit gemessener Ruhe an. Der Dichter erklärt allen, daß er bei im Paffe gemannte französische Straf von Savillen nicht sei, sondern daß dieser freilich in der ist. Geiserringel entschuldigt er seinen kühnen Betrag damit, daß er die Unschuldlichkeit des Verfahrens geseht habe, die man seinen niedrigen Pöhl in Hof hätte schickler lassen; denn früher wder er solange in Geiserringel genommen werden und hätte kühnen kühnen bringenden Geiserringel erledigen kühnen. Er sei hier in wichtigen literarischen Arbeiten für seinen Freund Geiserringel tätig. Der Reichshofballhofen meint, daß er von dem Wüderer



Preißer Siebenbürgs rede, der eine kleine Chronik von Nürnberg geschrieben habe, und mache ihn darauf aufmerksam, daß der Mann schon lange tot sei. Außerdem müsse er auch einen andern Jean Paul meinen, denn der unter jenem Namen bekannte Schriftsteller werde ja gleich in Person erscheinen. Der Dichter weiß nicht, ob er noch bei Verstande ist oder einem göttlichen Fiebermaße anheimgefallen ist, da er seinen eigenen Doppelgänger sehen soll. Indem kommt auch bereits ein Diener herein, der die Ankunft des Herrn Jean Paul meldet und zugleich die Türen öffnet. Mit rückwärts gewandtem Gesicht tritt ein Herr herein, der nach einige Worte an den Diener richtet; dann bückt er sich um, und siehe: — es ist der weltliche Armenadvokat Siebenbürg aus Kuchtsnappel, der berühmte Held aus Jean Pauls gleichnamigen Roman, in dessen Wesen er sich selbst bereits mit all seinen Kören und kleinen geistigen Streben verkörpert hat. Noch ist alles so fernem genug, der beglückte und besetzte Dichter sieht dem Freunde an die Brust und bittet um Aufklärung, wie er plötzlich in diese Umgebung käme, da vermehrt ihn Siebenbürg lächelnd — auf das letzte Kapitel der Geschichte. — Hier habe ich denn auch die höchst merkwürdige Kasirung; auch der Reichsheilthum ist nicht edel, sondern eine andere Hauptgestalt aus dem „Siebenbürg“, der Schulrat Siebel aus Kuchtsnappel. Und nicht einmal der Ort der Handlung stimmt: — der Dichter befindet sich nicht auf der Burg von Nürnberg, sondern im Gasthof zum „Reich-schäler“. — Die beiden Freunde haben sich den Spatz gemacht, die mangelhafte Ortskenntnis des Dichters auszunützen und ihn durch einen verleideten Stadtdiener nach dem berühmten alten Gasthof jükren zu lassen. Man hört sich alles auf: der Armenadvokat ist nach Nürnberg gekommen, um Forderungsgegenständen nachzusuchen, hat durch seine Frau von dem Hastreien des Dichters als französischer Graf verstanden und belächelt, ihn ein wenig damit zu necken; der Schulrat hat eine Studienreise hierher gemacht, um die Landkartenvermehrung und die Inhaberschaft der Bibliotheken zu beschließen. Alle drei setzen sich über den gelungenen Scherz ebenso wie über das unerbettete Wiedersehen; und am den Tag müßig und stimmungsvoll zu beschließen, nachdem sie sich vor, in der mondlichen Frühlingmode noch nach dem Harzdeckerischen Inhalt hinausgewandert, in dessen Blumengründen die unerschließbaren Stellen unserer Sprache die grüne Erde jaderhaft auf- und jaderden. Soll Seligkeit und Sehnsucht sprechen die Freunde von ihrem geliebten Traum haben, während der arme Schulrat schmerzbeengt sich in einen harselichen Zustand verliert, denn das treue Herz seiner Umwette ruht schon vergeschlossen unsere Leidenschaft. Da beginnt in der Tiefe des Gartens zwei Waldschäler mit wunderbar wogenden und geräuschvollenden Tönen zu klingen. Ihre Töne erwecken im Herzen des Dichters eine ununterbrechbare Sehnsucht nach der geliebten Gattin dabekeln, und er befragt es tief, je wohl von ihr entfernt zu sein. Da treten dem Freunde die Kränze in die Augen, er umarmt ihn und verliert über: sie ist mit seiner eigenen Gattin hier im Garten — in der Laube. Im seligen Gefühl ununterbrochen blüht der Dichter auf die harselnde Laube zu: eine weiße Gestalt sitzt besser dem Gesang zugekehrt, noch juchelt er. — Da

steht sie auf, sagt leise die Melodien der Waldhörner noch, auf einem kurzen Bogenszuge laßt sie gerade auf ihn zu, die Wolken schatten flattern zurück — sie ist's, Hermine, seine Gattin! Das innigste Glückgefühl durchströmt sie beide, sie erkennen sich jetzt, wie herzlich sie sich lieben. „Da wurde das ganze Herz dem warmen Regen der liebenden Wärme aufgedeckt, und die Sinne glitzerten um uns wie glänzende Freudenstrahlen, und die lächeln, Händerhänder gereizten Wölkchen klangen als weiße Regenbogen des Friedens im Himmel, — und ein sanftes Rauschen, wie das eines vorwehenden Gewitters kitzelte den Gatten auf, und ihre weiße Brustfloden des Mannes lieherte wogen sich auf dem Rücken der Hörner und verflatterten harmonisch in lichte Passen, die den Mund umgingelten.“ Erst das Wiederliche gibt doch die rechte Darstellung von der Liebe der Liebe zwischen zwei Menschen. Frohenmorgens wandern sie dem Freunde und der Freundin; denn diese haben die glücklichste, wehrhafte Hermine zu dieser aufhellenden Seite und zu dieser unerhofften Überraschung des Gatten aufgenommen. Das Glück der Ehegatten wird an diesem wunderbaren Abend neu begründet. Im Umarmen waren sie von einander getrennt, jetzt haben sie sich wieder gefunden; und der Dichter läßt im tiefsten Herzen den Gesichts, dieser treulichen Frau das Leben künftig so leicht als möglich zu machen und ihr noch nicht viel Brechen zu bereiten, ehe das weilige Meer herabreicht, wo stehende Nebel den kurzen Tag verfließen. Die Waldhörner brechen ab, die letzte Nacht laßt weiß die kleine Gesellschaft der Freude in die schlafende Stadt zurück, der Dichter und die Gattin sprechen sich über alles aus, und die Waldhornklänge des begleitenden Chores thum auch lange thum in den Ohren wie die trüben menden Tage der ersten Liebe.



## Heilige Zeit.

Erhöhet uns, Du Heil der neuen Welt,  
 Laß wir erkennen dich heilige Zeit,  
 Der unser Heil und Glückseligkeit  
 Und alle Kraft der Tugend und der Heiligkeit!

Gulde Hartmann.

